

WANDEL DER STUDENTENROLLE

Ludwig Huber

1. Vorbemerkungen

Anlaß und Ort dieses Symposiums, das Jubiläum der Universität in Heidelberg, und die Wortpaare in seinem Titel: Tradition - Reform, Entwicklung - Aufgabe rücken unseren Gegenstand, die Universität, in eine historische Perspektive. Wann immer diese Perspektive eingenommen wird, pflegt sich der Blick vor allem - wie ein Streifzug durch den Wald der einschlägigen Literatur jederzeit entdecken läßt - auf den Wandel der Organisationsstrukturen und Größenverhältnisse, der wissenschafts-, hochschul- oder bildungspolitischen Programme, des Fächerspektrums und der Curricula zu richten. Aber welche Veränderungen vollziehen sich im Zusammenhang damit bei den Studenten? Und umgekehrt: wie weit ist der Wandel in diesen Hinsichten nicht dadurch beeinflußt, was die Studenten jeweils aus der Universität machen? Mit diesem Beitrag möchte ich jedenfalls unsere Aufmerksamkeit für dieses Element im Entwicklungsprozeß der Universität, das häufig nur gleichsam als abhängige Variable behandelt wird, erhöhen.

Die Überschrift allerdings unterstellt schon, was doch erst noch zu beweisen wäre. Ob und wieweit nämlich und gegenüber welchem Vergleichsdatum Veränderungen der Studentenschaft überhaupt stattgefunden haben, ist durchaus umstritten. Während Hochschullehrer in Korridoren und Gremiensitzungen sich darüber austauschen, daß die Studenten auch nicht mehr sind, was sie mal waren, und viele Essays krisenhafte Entwicklungen im Verhalten der Studierenden zu Hochschule, Theorie und Politik oder das Aufkommen eines neuen Studententyps konstatieren, insistieren andererseits wie für die Jugend allgemein (vgl. Allerbeck/Hoag, 1985) so auch für die Studenten im besonderen bestimmte Untersuchungen darauf, daß in wesentlichen Einstellungen keine wesentlichen Änderungen nachweisbar seien (vgl. Bargel u.a., 1984b).

Fraglich ist weiterhin, ob und wieweit die unterstellten Veränderungen die Rolle des Studenten tangieren. Wer einer strukturfunktionalistischen Analyse der Universität folgend eine "Basisrolle 'Lernender'" in einem auf das Wertmuster kognitiver Rationalität gegründeten gesellschaftlichen Subsystem konstruiert, nimmt daran marginale Variationen wahr (vgl. z.B. Langer 1984). Dagegen fassen diejenigen, die einem interaktionistischen Rollenbegriff anhängen, in den Blick, wie mit Veränderungen in der sozialen und biographischen Situation von Studierenden auch Veränderungen in den Deutungen und sozialen Strategien in einer als Teil der Lebenswelt begriffenen Universität einhergehen (vgl. z.B. Liebau 1981). Fraglich ist schließlich, ob und wie Studienreform und Hochschuldidaktik auf einen solchen Wandel reagieren sollten: nicht nur, weil und soweit die Tatsachen unklar sind, sondern auch weil weitreichende Normen, insbesondere Auffassungen vom Sinn der Universität, auf dem Spiel stehen.

Angesichts dessen will ich zunächst ein paar Daten über die gegenwärtige soziale Situation der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland zusammenstellen. Sie sollen als Indizien für Veränderungen in den Studienbedingungen gelten, die ihrerseits eine Entsprechung auch in den Einstellungen und Strategien des Studierens finden könnten. Dem ausländischen Publikum mögen diese Daten vielleicht weder neu noch auffällig erscheinen; in der Bundesrepublik aber sind sie geeignet, ein "klassisches" Bild vom Studenten zu korrigieren, von dem man annehmen darf, daß es noch in vielen Köpfen, zumal von Hochschullehrern und Administratoren der älteren Generation vorherrscht und etwa so aussieht: der Student ist jung, von Elternhaus und Heimatregion weg an eine (ferne) Hochschule gezogen, nur in einem Zimmer ('Bude' oder Wohnheim) hausend, ledig, ungebunden, ganz offen für das Studentenleben, materiell zwar karg, aber doch irgendwie hinreichend versorgt (wie es der Askese des künftigen Wissenschaftlers gebührt), frei dazu, sich ganz auf die Wissenschaft, mindestens aber auf die Lernchancen des Studiums einzulassen. Diesem Bild entspricht die Wirklichkeit weithin nicht mehr.

2. Anzeichen des Wandels

2.1. Soziale Herkunft und Geschlecht der Studierenden

Die mit Veränderungen der Gesellschaftsstrukturen überhaupt einhergehende Ausweitung des Hochschulbesuchs auf bisher bildungsferne Schichten und die daraus folgenden Verschiebungen in der Zusammensetzung der Studentenschaft sind ein weltweit zu beobachtendes Phänomen. Es sei daher nur eben daran erinnert: In der Bundesrepublik ist der Anteil der Studierenden aus Arbeiter- und Angestelltenfamilien von 4 bzw. 23 % im Jahre 1952 auf 16 bzw. 38 % im Jahre 1982 gestiegen (vgl. Schnitzer u.a., 1983, S. 30f.; Liebau 1984, S. 270f.). Mögen sie sich dabei auch die einzelnen Disziplinen und Hochschultypen in sehr unterschiedlichem Maße erobert haben (vgl. Liebau/Huber 1985) und deswegen von wirklicher Chancengleichheit noch weit entfernt sein: insgesamt bilden sie demnach die Mehrheit der Studierenden. Und mag diese Entwicklung auch in den letzten Jahren durch bildungspolitische Entscheidungen und zufolge wirtschaftlichen Einflüssen zum Stillstand gekommen sein, so wird sie sich doch auf längere Sicht noch etwas weiter fortsetzen müssen, wenn die Studierendenquote der Bundesrepublik dem Standard hochentwickelter Länder gleichkommen soll.

Eine solche Veränderung in der sozialen Rekrutierung der Studierenden wird, so muß man annehmen, Folgen auch innerhalb der Universität selbst haben. Wie weit sie in ihrer Ausbildungsfunktion davon tangiert wird, wie weit etwa die gegenüber der traditionellen Rekrutierung "neuen" Studenten auch andere Probleme mit dem Lehr-Lern-Betrieb haben - Cross (1971) hat diesen Aspekt besonders hervorgehoben - mag mangels eindeutiger Befunde noch dahingestellt bleiben: Langer, 1984, S. 58f. kann herkunftsspezifische Unterschiede in der Problemwahrnehmung in seiner Befragung nicht entdecken; ebensowenig Dippelhofer-

Stiem (1985) in der generellen Wahrnehmung der Hochschule; allenfalls äußern sich Arbeiterkinder noch etwas kritischer wegen fehlendem Gesellschafts- oder Anwendungsbezug der Lehrveranstaltungen.

Plausibel aber scheint es, mit Liebau (1981) zu vermuten, daß sich der kulturelle Habitus der Herkunftsfamilien in der Gestaltung des Studentenlebens bemerkbar macht. So ist dieses früher umgestaltet worden, als (im 16./17. Jahrhundert) verstärkt Kinder des Adels in die Universität, zumal die Juristische Fakultät, einzogen und die Lebensformen des Kavaliere die des Klerikers verdrängten, oder wiederum als (vom 18. Jahrhundert an) immer mehr Bürgerliche kamen und zumal die philosophischen Studien betrieben (vgl. Paulsen 1919, 1260f.; 11130ff.; Prahl 1978, S. 123ff., 179f.). Ebenso kann sich der Habitus proletarischer und vor allem kleinbürgerlicher Familien nunmehr, da sie nicht mehr durch einzelne zur Anpassung gezwungene Aufsteiger, sondern durch auch quantitativ gewichtige Gruppen vertreten sind, stärker durchsetzen: in der Lebens- und Familienplanung, in Orts- und Bezugsgruppenwahl, in Wohnung, Konsum- und kulturellen Präferenzen. Damit wäre die Universität jedenfalls in ihrer Sozialisationsfunktion betroffen.

In ähnlicher Weise wäre den Auswirkungen nachzugehen, die der veränderte Anteil der Frauen unter den Studierenden mit sich bringen muß. Er hat sich von knapp über 20 % im Jahre 1950 auf 40 % im Jahre 1982 fast verdoppelt (vgl. Schnitzer u.a., 1982, S. 25). Aber was dies für das Klima vor allem der am stärksten von Frauen besuchten Fachbereiche tatsächlich bedeutet, dazu liegen über Mutmaßungen der Gegner und Hoffnungen der Freunde dieser Entwicklung hinaus verlässliche Befunde m.W. noch nicht vor.

2.2. Alter

Ein Drittel aller Studierenden ist (nach Zahlen von 1981) 26 Jahre oder älter, etwa ein Zehntel über 30 Jahre alt. Der Anteil dieser älteren Studenten an der Gesamtstudentenschaft hat sich seit 1960 verdoppelt (BMBW 1977, 86f.; 1983, 140f.; Schnitzer u.a. 1983, 26f.).

Die Gründe dieser Entwicklung sind nur zum Teil in der hohen Studiendauer zu suchen, die zwar mit 12,5 Semestern für Diplomstudiengänge bzw. 11,8 Semester im Durchschnitt aller Studiengänge nach Meinung vieler zu hoch ist, aber seit 1967 nur noch geringfügig gestiegen ist. Eher wirkt sich der beträchtliche Umfang der Postgraduiertenstudien (Aufbau-, Ergänzungs-, Zweit-, Doktorandenstudien) aus, denen immerhin (1983) 13,5 % der Studierenden nachgehen. Insgesamt langsam, ist er doch vor allem für Frauen (seit 1973) ständig angestiegen. Entscheidend ist wohl, daß die Studierenden bereits älter sind, wenn sie in die Hochschule eintreten: ein Viertel von ihnen ist dann bereits 22 Jahre alt oder darüber (BMBW 1983, 140f.), mehr als ein Fünftel hat bereits zwei Jahre oder länger seine Hochschulzugangsberechtigung in der Tasche, bevor es sie einlöst (ebd. 145; Wissenschaftsrat 1983, 29); auch diese Quoten sind etwa seit 1977 stetig gestiegen.

Das ist zunächst nicht mehr als die Fortsetzung einer historischen Ent-

wicklung: von der Frühzeit der Universitäten, in der noch Knaben in die Kollegien und Kurse einzogen, über das 18. Jahrhundert, in dem nach schon längerer Schulbildung zuvor die Studenten zwischen 16 und 22 Jahre alt waren, bis zum 19./20. Jahrhundert, als das obligatorische Abitur des Gymnasiums den Eintritt selten vor dem 19. Lebensjahr zuließ, ist das Durchschnittsalter der Studierenden gestiegen - in Übereinstimmung mit der Verlängerung der Schulzeit und der sozialkulturellen Adoleszenz und Postadoleszenz überhaupt (vgl. Zinnecker 1981, S. 100ff.) Die Tendenzen in den europäischen Nachbarländern sind ähnlich (vgl. z.B. für England Percy, 1985), am ausgeprägtesten, da bildungspolitisch stark gefördert, in Schweden (vgl. Abrahamsson, 1984).

Bei dieser Betrachtung sind für die Bundesrepublik die sich eben erst etablierenden Weiterbildungskurse für später an die Hochschule (zurück-)kommende, eventuell weiterhin berufstätige Erwachsene noch gar nicht berücksichtigt. Ihre Einbeziehung würde die ohnehin nötige Korrektur des "klassischen" Bildes des Studenten nur noch verschärfen: eines jungen Menschen, der mit dem Abitur gleichsam nur die Schule wechselt und eigentlich erst mit dem Examen 'erwachsen' wird. Schon unter den Studienanfängern hat knapp die Hälfte mehr als nur die Schule hinter sich: nicht nur Wehrdienst oder Zivildienst (43 bzw. 9% der männlichen Studenten), sondern auch, mittlerweile jeder zweite Studierende an den wissenschaftlichen Hochschulen, irgendeine Art von Erwerbstätigkeit (darunter 18 % in fester Anstellung) oder ein Berufspraktikum (18 %) (Zahlen für das SS 1979 nach Infratest Sozialforschung 1982, 9). Dies hängt unter anderem damit zusammen, daß (1979 wie 1981) ca. 15 % der Studienanfänger an wissenschaftlichen Hochschulen auf einem anderen Wege als über das klassische Gymnasialabitur die Hochschulreife erworben haben (BMBW 1983, 144).

Zum anderen bildet sich jenseits der Menge der 'Normalstudenten' mit den über 25jährigen eine Gruppe von, sagen wir, 'Altstudenten' heraus, die über eine langjährige - nicht immer glückliche - Studien- und Schulerfahrung, zum Teil über erfolgreich bestandene Prüfungen und Zusatzqualifikationen sowie über Berufserfahrung, Lebenserfahrung mit eigenen Familien und über eigenes Einkommen, wie mühselig auch immer erworben, verfügen (vgl. zu den problematischen Aspekten dieser Gruppe Schober 1981, 201ff.).

Die Vermutung liegt nahe, daß Studierende mit diesen Voraussetzungen eine andere Haltung zum Studium und zu ihren Lehrern einnehmen oder doch, wäre ihre Umwelt dafür aufgeschlossener, einnehmen könnten. Irgendwann werden sie verlangen, daß im Lehr-Lern-Prozeß ihre aus eigener Praxis stammenden Fragen bearbeitet und ihre Erfahrungen positiv genutzt werden, und es wäre absurd, die Bedeutung der Hochschullehrer (die ihnen an Alter und Lebenserfahrung nicht mehr so viel voraus haben) für die Persönlichkeitsentwicklung dieser Studierenden noch weiterhin generell nach dem Modell der Vater-Sohn-Beziehung zu traktieren, so wie es Parsons/Platt (1976) getan haben (zur Kritik hieran vgl. auch Burkart 1982).

2.3. Familie

Mehr als die Hälfte, nämlich 57 %, der Studierenden sind verheiratet oder haben eine feste Partnerbindung; rund zwei Drittel sind es, verständlicherweise, bei den eben genannten 'Alt'-Studierenden, aber auch immerhin schon ein Drittel bei den Studienanfängern. Mehr als die Hälfte von den so oder so 'gebundenen' Studierenden hat Partner, die ganztägig erwerbstätig sind, etwas weniger als die Hälfte Partner, die schon ihr Examen gemacht haben. 6 % der Studierenden werden hauptsächlich durch ihren Partner finanziert (Schnitzer u.a. 1983, 26ff., 99ff.).

Die Gründe für diese Entwicklung in jüngerer Zeit liegen mit Sicherheit zunächst einmal in der erwähnten Altersverschiebung bei den Studierenden und in dem höheren Anteil der Frauen: für sie und für ältere war auch schon in früheren Erhebungen die feste Bindung früher bzw. häufiger festzustellen. Hinzu kommt aber gewiß, als tiefergehende Entwicklung, ein Wandel der kulturellen Normen, der das Zusammenleben Unverheirateter gesellschaftlich akzeptabel und zugebar gemacht hat und unter den Jugendlichen die eheähnliche Verbindung auf Probe mittlerweile stark verbreitet werden ließ (Zinnecker 1981).

Blickt man weiter zurück, so erkennt man erst die Stufen der Veränderung: von den durch Zölibat und klösterliche Lebensformen bestimmten Anfängen über die ausschließlich von Männern besuchten Hochschulen zur bürgerlichen Universität, die sich allmählich auch den "höheren Töchtern" öffnete und als der Homogamie der herrschenden Schichten dienender akademischer Heiratsmarkt eine wichtige soziale Funktion übernahm. Sie besteht fort, dennoch ist das allmähliche Anwachsen einer Kategorie von Studierenden in ihr, die ihren Partner nicht mehr erst suchen, sondern schon haben oder gar gewissermaßen "mitbringen", bemerkenswert. Zwar wird man wenig darüber sagen können oder wollen, ob Liebschaften und Partnersuche, seit langem schon ein Teil des Studentenlebens, oder feste Bindung bzw. Ehe der Zentralität des Studierens mehr Grenze setzen. Ob "Liebeskummer" oder nunmehr "Beziehungskiste" genannt: was sie für die Studierenden früher und jetzt in ihrer Lebensphase bedeuten, will sich nicht recht nach Breite und Tiefe vergleichend messen lassen. Aber daß die gebundenen Studierenden, von denen hier die Rede ist, sich zum Teil in ein Familienleben einpassen (nicht nur die 6 % aller Studierenden, die Kinder haben), daß sie womöglich den Tagesrhythmus eines ganz- oder halbtags erwerbstätigen, anders gesetzten Zeitwängen unterworfenen Partners teilen und zum Teil durch ihn auch mit der Arbeitswelt außerhalb der Hochschulen anders verbunden sind, als etwa nur durch Erfahrungen an ihren Eltern, das dürfte sich doch auf ihre Einstellungen zum Studium relativierend auswirken.

2.4. Jobben

Fast 50 % aller Studierenden 'jobben' während der Semesterferien; an die 40 % tun dies (auch) im Semester, also während der Vorlesungszeit; 13 % geben an, 'laufend' erwerbstätig zu sein. Der Anteil der ersten Gruppe ist über die Jahre seit 1967, weil immer schon hoch, nur lang-

sam gestiegen, der der zweiten Gruppe dramatisch (60 %), der der dritten hat sich verdoppelt! Wie zu erwarten, befinden sich in dieser dritten Gruppe besonders viele der 'Alt'- bzw. Zweitstudenten, für die andere Finanzierungsmöglichkeiten, etwa durch die Eltern bzw. durch öffentliche Mittel, am wenigsten zur Verfügung stehen. Aber auch auf alle Studierenden gesehen sind 40 % (zweieinhalbmal mehr als 1967) wenigstens zum Teil, 9 % in der Hauptsache für die Finanzierung ihres Studiums auf das Jobben angewiesen (Schnitzer u.a. 1983, 75 ff., 121ff., 129ff.).

Die wirklichen Zahlen könnten eher höher liegen; mit einer Dunkelziffer muß bei Angaben über ein Verhalten, das sich teils mit den Immatrikulationsvorschriften, teils mit den Förderungsbestimmungen des Bundesausbildungsförderungsgesetzes (BAFÖG) nicht ohne weiteres verträglich, gerechnet werden. Dasselbe gilt für den tatsächlichen Zeitaufwand: für die Semesterferien summiert es sich bei den Jobbenden praktisch auf die Wochen, die bei Abzug einer sechs- bis achtwöchigen Urlaubszeit davon übrigbleiben; in der Vorlesungszeit bei immerhin 25 % der Jobbenden (= 10 % aller) Studierenden, auch bei Jüngeren, auf bis zu einem Viertel der Wochenarbeitszeit.

Wichtig sind hier zunächst einmal die Folgen, die sich für diese Jobbenden, also mehr als die Hälfte der Studierenden ergeben: Sie müssen, in welcher Gewichtung auch immer, ihre Zeit zwischen Studium und Job teilen; zumal die Zeiten, die in der traditionellen Organisation des Studiums vor allem für das selbständige Studieren bestimmt sind, die Semesterferien und die nicht durch Präsenzveranstaltungen und deren unmittelbare Vor- und Nachbereitung eingenommene Zeit während der Vorlesungswochen drohen, durch das Jobben aufgesogen zu werden. Auch der Zeitplan selbst, vor allem, soweit frei, die Wahl der Veranstaltungen, wird durch die Rücksicht auf weniger beeinflussbare Termine des Jobbens bestimmt; studentische Äußerungen im Gespräch (wie Wolschner 1980, 39) signalisieren darüber mehr als die Statistiken. Was das Jobben und die Job-Suche über die Absorption von Zeit hinaus an auch emotionaler Okkupation bedeutet, ist noch gar nicht auszumachen, aber sicherlich nicht geringzuschätzen; auch dies lassen am ehesten literarische Reflexe spüren, etwa die Erfahrung einer verbindlichen Arbeitssituation (bei Heinzen/Koch 1985) oder von der studentischen gänzlich verschiedener anderer Lebenswelten (mehrere Beiträge, u.a. von P. Ulrich, C. Grätz, S. Schütz, in: Jens 1985).

Es liegt auf der Hand, daß die Verringerung oder der Ausfall anderer Möglichkeiten, das Studium zu finanzieren, insbesondere der Bundesausbildungsförderung die Hauptursache für den erneuten Anstieg des Jobbens in den letzten Jahren ist; zum Teil zeigen sich auch in den Kurven der Tabellen direkte Zusammenhänge. Ähnliche Umstände zeitigten freilich auch zuvor in den Notzeiten der deutschen Studierenden, in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg oder den Wirtschaftskrisen auf die Bundesrepublik beschränkt. Für die USA nennt Levine (1981, auch in früheren Epochen gab es einen (unbestimmbaren) Anteil von Studenten, die ihre Armut zwang, neben dem Studium her oder jahrelang zwischendurch ihren Unterhalt zu verdienen, etwa als Hauslehrer oder Rechtsanwaltsgehilfe (vgl. z.B. Paulsen 1919, I, S. 616, 619 zu den Studienverläufen von Winckelmann und Heyne). Lieber betteln als sich verdingen (und damit den Status des Studenten zwiespältig wer-

den zu lassen) war allerdings offenbar die Maxime der mittelalterlichen Universität (vgl. Krause 1979, 17).

Vor diesem fernen Gegenbild erscheint das jetzige Nebeneinander von Jobben und Studium als ein qualitativ, vor den jüngeren Parallelen als durch seine Verbreitung quantitativ neues Phänomen. Es ist nicht auf die Bundesrepublik beschränkt. Für die USA nennt Levine (1981, S. 86f.) einen ähnlichen Prozentsatz von jobbenden Studierenden (54%) nach ebenfalls beträchtlichem Anstieg seit 1969. Unter den europäischen Nachbarländern scheinen in Italien die Zustände an den Universitäten in dieser Richtung am weitesten gediehen (vgl. Ciucci, 1984, bes. S. 303ff.), gleichermaßen befördert durch eine völlig unzureichende öffentliche Ausbildungsförderung und eine lose Struktur der Studiengänge; sie reichen dort mittlerweile auch in die Oberstufen der Schulen hinein, so daß auch diese wie schon die Universitäten dabei sind, sich von einer Sozialisationsinstitution in eine Art Piazza zu verwandeln: als Treffpunkt und zum Austausch der vielfältig anderswo gesammelten Erfahrungen (Ciucci, ebd., S. 306).

Von der anderen Seite kommen den Studierenden, die nebenher oder zwischendurch erwerbstätig sind, die Berufstätigen entgegen, die neben ihrer Arbeit oder zwischendurch studieren. In dieser Entwicklung ist zwar die Bundesrepublik ausgesprochen rückständig, in der entsprechende Reformmodelle mühsam um Anerkennung kämpfen (vgl. Edding u.a. 1977; Projekt Studium neben dem Beruf, 1984).

Um so weiter fortgeschritten ist sie als ein genereller Trend, in anderen, zumal den angelsächsischen und skandinavischen Ländern (vgl. Cerych 1983; Percy 1985); welche Herausforderungen mit dieser "adultification", diesem Erwachsenerwerden der Studentenschaft auf die Universität zukommen, zeigt vielleicht am deutlichsten das Beispiel Schwedens (vgl. Abrahamsson 1983, bes. S. 293ff.).

Insofern könnte das oben beschriebene Jobben auch in der Bundesrepublik der Vorläufer einer durchgehend umgeformten Beziehung von Berufstätigkeit und Studium sein. Ob man außer der veränderten sozialen Zusammensetzung und der zur Zeit schlechteren materiellen Situation der Studentenschaft auch erhöhte Ansprüche hinsichtlich Lebensstandard und Konsum dafür verantwortlich machen soll, ist eine Frage, die regelmäßig in weltanschaulich-moralisch getönte Debatten darüber führt, wieviele davon den Jugendlichen nötig bzw. wieviel Askese Studierenden abzuverlangen sei. In diese will ich mich hier nicht einmischen; allerdings läßt sich meines Erachtens aus den Ausgabentabellen (Schnitzer u.a. 1983) folgern, daß es weniger um 'Luxusgüter' als vor allem um Unabhängigkeit von Erwachsenen, z.B. um das weder von Eltern noch von Vermietern oder Kuratoren kontrollierte Wohnen (s.u. 2.4) geht. Und damit ergäbe sich auch hier eine Verbindung zu Tendenzen der Jugendkultur überhaupt, die auf solche Unabhängigkeit im Wohnen und Beweglichkeit im Verkehr (Auto) gerichtet sind.

2.5. Wohnen

24 % der Studierenden wohnen bei ihren Eltern, je 10 % im Wohnheim oder zur Untermiete; aber 56 % in eigener Wohnung (dabei meist mit

dem Partner zusammen) oder in einer Wohngemeinschaft; mehr noch, nämlich 75 %, finden dies die erstrebenswerte Wohnform - jeweils etwa im Verhältnis zwei zu eins für die eigene Wohnung gegenüber der Wohngemeinschaft. Die Tendenz zu dieser Wohnform ist vor allem in der ersten Hälfte der siebziger Jahre steil angestiegen, seitdem in flacherer Kurve. Die eben erwähnten Wunschvorstellungen gehen vor allem mit der familiären Situation (Verheiratung, feste Bindung) und zunehmendem Alter einher; ihre Realisierung hingegen hängt vor allem von der sozialen Herkunft und von den (vor allem dadurch) verfügbaren Mitteln ab, da diese Wohnformen nun einmal mehr kosten als die klassischen der Untermiete oder des Studentenwohnheims.

Von allen hier geschilderten Entwicklungen in der Studiensituation verweist diese vielleicht am deutlichsten auf Ursachen in einem kulturellen Wandel. Dafür spricht etwa der zeitliche Zusammenhang, in dem der oben genannte starke Anstieg dieser Tendenz mit der Studentenbewegung steht, aber auch der Unterschied, der in dieser Hinsicht die großen Fächergruppen, man ist versucht zu sagen: die Fachkulturen, voneinander abhebt. Auf das immer riskante soziale Experiment der Wohngemeinschaften (auch in ihrer unemphatischen, pragmatisch-funktionalen Version) wollen sich am häufigsten die Studierenden der Geistes- und vor allem der Gesellschaftswissenschaften einlassen, im Zusammenhang wohl mit denselben Einstellungen und Motiven, die auch ihre Studienfachwahl beeinflussen. Studenten der Medizin und der Ingenieurwissenschaften hingegen streben möglichst direkt in die eigene Wohnung (Schnitzer u.a. 1983, 167f.). Zudem teilen die Studierenden auch diesen Sog weg vom Elternhaus oder Wohnheim, wenn nur die Mittel es zulassen, mit den Jugendlichen ihrer Jahrgänge überhaupt (Zinnecker 1981). Auf der anderen Seite kann hier auch eine Reaktion auf die Universität mitspielen. In dem Maße, in dem diese als kalt, unübersichtlich, anonym-unpersönlich, erdrückend oder unbeeinflussbar erlebt wird (vgl. die bei Braungart u.a. 1981 oder Wolschner 1980 gesammelten Dokumente), kann die eigene Wohnung als warme, überschaubare, persönlich ausgestaltete Gegenwelt, die Wohngemeinschaft als Zuflucht und Ausgangspunkt für auch außeruniversitäre Aktivitäten in Gemeinschaft mit anderen empfunden und ausgebaut werden (Neubauer 1978; Wuggenig 1980, 36ff.) - vielleicht auch schon als Raum des Überlebens, in der eine Zeit der Arbeitslosigkeit und -suche nach dem Abschluß bestanden werden kann.

Zugleich verweist von allen hier betrachteten Aspekten dieser vielleicht zunächst marginal scheinende des Wohnens besonders sinnfällig auf meines Erachtens durchaus zentrale Veränderungen der Universität. Völlig ein Teil von ihr und zugleich eines der Instrumente der von ihr ausgeübten Erziehung und Aufsicht waren die Kollegien und Bursen der mittelalterlichen Universität, in denen Magister und Scholaren zusammen wohnten (vgl. Paulsen 1919, I, S. 30ff.). Einen durch eine andere Umwelt gebrochenen Abglanz davon mag man an den Colleges von Oxford und Cambridge noch wahrnehmen. Einer solchen Bestimmung der Colleges, in loco parentis zu fungieren, entsprachen auch die Wohnheime (dormitories; sorority and fraternity houses) auf dem Campus amerikanischer Universitäten - aber auch dort fiel der Anteil der Studierenden, die sie bewohnten, schon zwischen 1969 und 1976 um ein Drittel auf dann noch 30 % (vgl. Levine, 1981, S. 86). In Deutschland

aber hielten sich, nach Aufhebung des Zölibats, also auch des Bursenzwangs in der Folge der Reformation, Spuren eines solchen im Bildungskonzept begründeten Zusammenwohnens nur noch in den Stiften oder Kollegien der theologischen Fakultäten oder lebten in vereinzelt Reformversuchen der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts (Leibniz-Kolleg Tübingen, Europa-Kolleg Hamburg usw.) wieder auf. Die Häuser der studentischen Verbindungen entfernten sich von einer solchen Begründung in Richtung auf eine überwiegend nur funktionale Zweckbestimmung, die Studentenwohnheime, Instrumente der Sozialpolitik, unterlagen einer solchen von vornherein. Im übrigen aber verdünnte sich gleichsam die universitäre Aufsicht und Bindung immer mehr, von der Pension beim Professor selbst, die es zunächst noch gab, über das Zimmer zur Untermiete bei Bürgern der Universitätsstadt, das ein Dach über dem Kopf, aber kein Gegengewicht zur Universität gab, zu jener selbst gestalteten Wohn-, ja Lebenswelt, die man zwischendurch stundenweise verläßt, um eine Veranstaltung an der Universität zu besuchen.

Für das Studienverhalten hat alles dies wiederum einige Implikationen. Die genannten bevorzugten Wohnformen beanspruchen auch Zeit: Zeit für die Suche nach Wohnung (von den von Schnitzer u.a. 1983, 174ff. Befragten war etwa ein Drittel im Jahr zuvor auf Suche gewesen) und Zeit für ihre Ausgestaltung, Reparaturen und Pflege. Sicher stellt die eigene Wohnung, einmal gefunden und eingerichtet, auch einen der Gegenstände gegen einen sonst vielleicht erwogenen Hochschulwechsel während des Studiums dar.

Aber die eigenen Wohnungen haben offenbar auch einen hohen emotionalen Stellenwert. Das zeigt der hohe Aufwand an Zeit und Geld bis hin zum Jobben, den die Studenten ihretwegen auf sich nehmen. Das Streben nach einer selbstgestalteten Gegenwelt zur Hochschule setzt sich dann auch in die Gestaltung des Lernens hinein fort: gelernt wird, wann immer es sich einrichten läßt, am liebsten zuhause, in einer Umgebung, die Lernen weniger als 'entfremdet', als 'Arbeit' erscheinen läßt, und auch die Gruppenarbeit wird häufig in diese Umgebung verlagert und damit auch im Stil mehr in die Nähe privater Zusammenkünfte gebracht. Auch ist nicht mehr die Universität, nicht mehr der Campus das selbstverständliche Zentrum des geselligen Lebens (vgl. Levine 1981, S. 86).

2.6. Etcetera

Etcetera - man könnte gewiß die Darstellung solcher Indikatoren fortsetzen, wenn das Material schon gesammelt oder der Raum hierfür ausreichen würde. Man könnte nicht nur den "wandernden Scholaren" von einst, sondern auch den in Deutschland üblichen Studienstrategien bis in die 50er Jahre dieses Jahrhunderts hinein die Selbsthaftigkeit der heutigen Studierenden entgegensetzen, die zu fast 60 % als erste Hochschule aus den immer näher aneinandergerückten Hochschulen die ihnen nächste wählen und nur noch zu 16 % wenigstens einmal im Studium den Hochschulort wechseln (vgl. Framhein 1983, S. 67ff.; Schnitzer u.a. 1983, S. 61ff.; Kath 1980, S. 26ff. und 198ff.). Man könnte dem Umstand nachsinnen, daß fast 60 % der Studierenden in einer Befragung

von 1982/83 angaben, häufig "Kontakte zu Freunden und Bekannten außerhalb der Universität" zu haben, und damit mehr als zu Studierenden des eigenen Fachs (50 %), geschweige denn zu Professoren (4 % vgl. Bargel u.a., 1984a, S.103). Man könnte die Frage verfolgen, welchen Bezug die Freizeitaktivitäten im weitesten Sinne, von politischer Betätigung über die kulturelle Praxis bis zur Geselligkeit, zur Universität haben und würde vermutlich - außer bezüglich der Politik scheinen empirische Untersuchungen in der Bundesrepublik hierzu nicht vorzuliegen - feststellen, daß auch dieser sich gelockert hat (wie für die USA beobachtet von Levine 1981, S. 88ff.).

Man könnte ...

Aber wir nehmen an, daß auch diese weiteren Indikatoren in dieselbe Richtung weisen wie die ausführlicher besprochenen: in die Richtung einer abnehmenden Zentralität des Studiums und der Universität im Leben der Studierenden. Was dies als Wandel gegenüber der bisherigen Studentenrolle und als Vorzeichen künftiger Entwicklungen bedeutet, sei im Schlußkapitel erörtert.

3. Zur Bedeutung des Wandels

Im vorigen Kapitel wurden - das sei noch einmal ausdrücklich betont - als Indikatoren eines unterstellten Wandels der Studentenrolle gewisse wenige soziale und materielle Aspekte des Studentenlebens herangezogen, von denen sich mit Bestimmtheit zweierlei sagen läßt: daß in diesen Aspekten sich Veränderungen gegenüber der restaurativ-bürgerlichen Universität noch der fünfziger Jahre und ganz gewiß gegenüber früheren Epochen der Hochschulgeschichte vollzogen haben, und daß diese Veränderungen nicht nur mechanische Wirkung gewandelter Rahmenbedingungen, sondern auch Folge von Präferenzen und Entscheidungen der Studierenden selbst sind.

Welchen Ausdruck eine solchermaßen veränderte Einrichtung des Studentenlebens schließlich auch in den Einstellungen der Studierenden zu Studium, Hochschullehrern und Universität findet, darüber sind einstweilen nur Vermutungen möglich und hier geäußert worden. Es scheint kaum glaublich, daß solche subjektiven Entsprechungen ganz ausbleiben; allein schon die unbezweifelbare Veränderung des Zeithaushalts der Studierenden, Ursache und Folge des beschriebenen Wandels zugleich, müßte ihre Wirkungen zeigen. Allzu leichtsinnigen Folgerungen in dieser Richtung stellen sich allerdings zunächst Bargel u.a. (1984b) mit ihrem Befund in den Weg, daß bedeutsamere Veränderungen auf der subjektiven Seite jedenfalls in den letzten zwei Jahrzehnten, soweit an den Ergebnissen identischer oder ähnlicher Untersuchungsverfahren ablesbar, nicht festgestellt worden seien: weder in Studienmotivation und Erwartungshorizonten, sozialem Kontakt und Zufriedenheit mit Studium und Studentendasein, noch in Persönlichkeitsprofil und persönlicher Befindlichkeit.

Sie wenden sich damit unter anderem auch gegen die vor einigen Jahren rasch begierig aufgenommene These von einem neuen (narzißtischen)

Sozialisationstypus (vgl. Ziehe 1975) - einer These, mit der es von Anfang an empirische Schwierigkeiten gab -, und sie wehren zugleich ein bei konservativen Hochschullehrern und Bildungspolitikern gleichermaßen beliebtes Wahrnehmungs- und Redemuster ab, das dramatische Verschlechterungen in Studiensituation und -verhalten feststellt und der Hochschulexpansion, besonders der sozialen Öffnung der Hochschulen in den siebziger Jahren anlastet. Darin ist ihnen durchaus zu folgen, und gerade deswegen ist der Blick auch noch weiter zurück zu richten.

Aber damit ist der Widerspruch zwischen Wandel der Studentensituation und unveränderten Einstellungen noch nicht bewältigt. Als erstes drängt sich zu seiner Aufhebung die Frage auf (auch den Autoren selbst: vgl. Bargel u.a., 1948b, 143f.), ob die Erhebungsinstrumente genügend "veränderungssensitiv" sind. Die gleichen oder ähnlichen Worte könnten für frühere und heutige Studierende verschiedenes meinen, die Veränderung könnte statt in den Kategorien in nicht erfaßten Intensitätsgraden oder subjektiven Relevanzen innerhalb dieser liegen - beide Erklärungsversuche würden in der Tat zu einer differenzierteren Empirie herausfordern - oder die Fragen wurden und werden beantwortet, wie es sozial erwünscht ist und sich gehört - und dies könnte mit einem unveräußerlichen Teil der Studentenrolle zusammenhängen; diese Betrachtung soll gleich noch weiter verfolgt werden. Einen zweiten Ansatz, den Widerspruch zu verstehen, böte die Frage, ob das sich in den erhobenen Einstellungen äußernde Bewußtsein noch ungleichzeitig gegenüber dem Wandel der Studiensituation selbst ist, und dies nicht zuletzt deswegen, weil auch die Institution Universität und der Lehrkörper in Studienstruktur und Lehrangebot sich dieser Zukunft noch nicht geöffnet haben. Das soll uns am Schluß beschäftigen.

Wer wirklich studiert, will auch etwas lernen. Insofern dieses das gemeinsame Merkmal der Studierenden ist, könnte man auch mit Langer (1984) weiterhin von deren "Basisrolle: Lernender" (an einer Hochschule) sprechen, und deren theoretische Berechtigung wird auch nicht dadurch schon aufgehoben, daß einige abweichend davon sich einschreiben oder die Einschreibung aufrecht erhalten, ohne dem Lernen an der Hochschule (noch) nachzugehen (vgl. zur Schilderung solcher Existenzform u.a. Gutweniger u.a., 1982). Mit dieser Rolle sind gewiß auch Erwartungen der Institution und des weiteren sozialen Umfeldes verbunden - daß sie aus Interesse an wissenschaftlichen Problemen, ihrem Fach oder, nachgeordnet, professioneller Handlungskompetenz studieren und nicht etwa nur aus materiellen Motiven instrumentell lernen, daß sie sich darüber hinaus auch allgemein bilden, ihre Persönlichkeit weiter entwickeln und kritisch-loyal aktiven Anteil am Leben der Institution nehmen. Offenbar werden diese Erwartungen, wenn auf diesem Verallgemeinerungsrad formuliert, auch von einem über die Jahre relativ konstant bleibenden Anteil der Studierenden für sich bejaht; das - nur das - zeigen die oben genannten Befragungsergebnisse.

Die Frage ist aber, wieviel vom Dasein der Studierenden noch von dieser Basisrolle bestimmt wird und wie weit sie nicht selbst umgekehrt durch dessen andere Bestandteile inhaltlich verändert wird. Eine "totale" Rolle ist die des Studenten freilich in der Neuzeit nie gewesen; eher war es ein verräterischer Mißgriff, die Hochschule nach dem Muster geschlossener Anstalten analysieren zu wollen (vgl. Nitsch 1973,

S.402ff., Neidhardt 1977, 345f.).

Aber die traditionelle Rolle des Studenten sah seine Existenz zentral und für alle gleich durch das Studium bestimmt: Ort, Lebensunterhalt, Wohnform, Familienstand, Zeithaushalt - alles so geregelt, daß das Studium bzw. studienbezogene Aktivitäten im Mittelpunkt standen oder doch stehen konnten, der Student sich im wesentlichen in der Hochschule und hochschulbestimmten Räumen aufhalten und Kontakte vor allem wiederum mit Studenten haben, sich, wenn überhaupt, dann in studentischen Vereinigungen betätigen würde: in allem als Student und auf sein Studentsein hin ansprechbar.

Heute schwindet diese Zentralität des Studiums für einen nicht mehr nur marginalen Teil der Studierenden: sie teilen ihre Zeit zwischen Studium und Erwerbstätigkeit, zum Teil auch Familie und Haushaltsführung, bauen ihre Wohnung, ihre privaten Räume als Gegenwelt zu den Hochschulräumen auf, leben in alten sozialen Beziehungen fort oder knüpfen neue an, die nicht durch die Hochschule geschaffen bzw. auf Hochschulangehörige beschränkt sind, betätigen sich, wenn überhaupt, dann in Gruppierungen und Initiativen, die ihr Zentrum außerhalb der Hochschule haben oder jedenfalls weit über sie hinausreichen (vgl. auch Levine 1981, S. 84ff.).

Aus anderen Zusammenhängen und von sehr verschiedenen ideologischen Positionen aus hatten Habermas (1957) und Schelsky (1957), (beide hier zitiert nach Nitsch 1967, 43f.) bereits prognostiziert, daß wissenschaftliche Tätigkeit bzw. Studium zu entfremdeter Arbeit bzw. zu einem "Beruf wie jeder andere" und daraufhin als ein bloßer Sektor im Leben terminiert werden würde. Neidhardt (1977, 351) sieht gar die Studenten eher wie "Kunden" denn als Mitglieder der Universität, auch wegen ihrer geringen Einflußmöglichkeiten auf die Institution (vgl. auch Irlé 1984, 42). Inzwischen sind andere Rollen der Studierenden hinzugekommen oder gewichtiger geworden, muß "Studieren" nicht mehr als ein Segment des Alltags unter andern sein; leben die Studenten in einer (mindestens) "dreigeteilten Welt" (vgl. Kreutz 1979). Es ist wohl bezeichnend, daß in Schweden (nach Abrahamsson 1984, 296) immer häufiger von 'Studierenden' (die dies auch tun) statt von 'Studenten' (die nur dies sind) gesprochen wird und auch in Deutschland dieser Sprachgebrauch (der allerdings obendrein den Vorteil hat, beide Geschlechter zu umfassen) vordringt. "Ich bin keine Studentin, ich studiere nur", schreibt Eva-Christa Zeller (Tübingen 1933-1983, in: Jens 1985, 27).

Dies wird - auch innerhalb eines rollentheoretisch formulierten Rahmens - nicht umstandslos durch Rekurs auf das Wertmuster "kognitive Rationalität", das nun einmal in der Universität institutionalisiert sei (vgl. Parsons/Platt 1973; Klüver 1983), geschehen können. Vielmehr muß dieses, wie die kritische Betrachtung von Parsons' Universitätsmodell bei Burkart (1982) und Joas (1980) zeigt, in Richtung auf die Ermöglichung eines wissenschaftlichen Diskurses, an dem Studierende teilhaben können, und auf die Ermöglichung einer Demokratisierung, die auch die in der Wissenschaft jeweils zum Standard gewordene Rationalität der öffentlichen Kontrolle zugänglich macht (Joas 1980), überwunden werden.

Darauf zu dringen könnte zunehmend die objektive Aufgabe und das

subjektive Interesse solcher Studierender sein, die nicht nur in der Welt der universitären Wissenschaft und an ihr teilnehmend, sondern in (mehr oder minder) gleicher Intensität in anderen Welten und von den Auswirkungen der Wissenschaft betroffen leben. Dieses sagen heißt zunächst einmal in der Auflösung einer zentral bestimmenden Studentenrolle nicht nur den Verfall einer alten, sondern auch den Vorschein einer neuen Zuordnung von Studium und Beruf bzw. Studium und Lebenswelt zu sehen: hinter der Fassade gewissermaßen des "Normalstudenten" - oder full-time student den "part-time student" auch in der Bundesrepublik heraufkommen zu sehen, der in anderen Ländern schon so viel stärker die Gestalt der Hochschulen bestimmt. Es heißt auch anzunehmen - bzw. zu hoffen - daß diese Entwicklung in der Universität wiederum zwei Kulturen voneinander trennt, sich nicht, wie es einstweilen allerdings aussieht, auf nur vor allem die "weichen" und dem Produktionssektor fernen Geistes- und Sozialwissenschaften erstreckt, sondern auch die einer solchen Spannung und Diskussion erst recht bedürftigen technologischen Fächer ergreift.

Vielleicht verdrängen solche die Studierenden ihre anderen nicht von vornherein wissenschaftskonformen Erfahrungen und Fragestellungen einstweilen noch teilweise selbst oder lassen sie sich zu rasch verdrängen (Erfahrungen in der Weiterbildung sprechen dafür; vgl. Fischer-Blum/Huber 1986); vielleicht äußern sie sie noch zu ungeschickt oder fordern eine zu kurzschlüssige Verbindung und erregen so den Verdacht von Theoriefeindschaft (vgl. die Diskussion darüber u.a. in Kursbuch 78 (1984).

Aber die hier geforderte Vermittlung zwischen der Rationalität der Wissenschaft und den Erkenntnissen und Erfahrungen anderer Lebenswelten, an denen auch die Studierenden zum Teil partizipieren, anders als bisher zu leisten und zugleich die wachsende Heterogenität, die die geschilderten Entwicklungen unter den Studierenden hervorbringen müssen, zu überbrücken, ja fruchtbar zu machen: das dürfte in der Tat die Herausforderung an eine auf die Zukunft orientierte Universität sein, und sie dabei zu unterstützen die Aufgabe der Hochschuldidaktik.

Walter Benjamin (1977) hat vor mehr als sechzig Jahren in seinem Essay "Das Leben der Studenten" noch in irritierender Radikalität Kritik an anderen als dem "System" (S.9) entsprechenden Verwendungen des Studiums als Berufsausbildung, bloßes Moratorium, Kommersleben, aber auch sozialem Engagement für fernliegende Zwecke (S.17ff.) geübt und als "bewußte Einheit" des Lebens der Studenten postuliert, "sich mit der Idee (sc. der Wissenschaft) zu durchdringen, "dem geistigen kritischen Dasein" verpflichtet (S.10, 13). Diese ganz aus dem Bilde der jugendlichen Hingabe an die Wissenschaft abgeleitete Bedeutung könnte das Studium allenfalls dann (wieder)gewinnen, wenn sich die Wissenschaft ihrerseits, als Philosophie, den anderen Erfahrungen und Problemen der Studierenden, als Bürger, öffnete.

Literatur

- ABRAHAMSSON, K.: Young students and studying adults: Changes in Swedish higher education. In: European Journal of Education 19 (1984), No.3, 283-298
- ALLERBECK, K.: Soziologie radikaler Studentenbewegungen. München: Oldenbourg 1983
- ALLERBECK, K./ HOAG, W.: Jugend ohne Zukunft? Einstellungen, Umwelt, Lebensperspektiven. München: Piper 1985
- BARGEL, T. u.a.: Studiensituation und studentische Orientierungen. Bad Honnef: Bock 1984a (Studien zur Bildung und Wissenschaft, hg. vom BMBW, H.5)
- BARGEL, T. u.a.: Ist die These vom Wandel der Sozialisation haltbar? In: Hochschulausbildung 2 (1984b), H.3, 137-147
- BENJAMIN, W.: Das Leben der Studenten. In: ders.: Illuminationen. Frankfurt: Suhrkamp 1977, S. 9-20
- BMBW = Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (Hg.): Grund- und Strukturdaten 1977. Bonn 1977
- BMBW = Bundesminister für Bildung und Wissenschaft (Hg.): Grund- und Strukturdaten 1983/84. Bonn 1983
- BRAUNGART, G. u.a. (Hg.): Studium 80 - Hochschule in der Diskussion. Stuttgart: Alektor, 1981
- BURKART, G.: Strukturtheoretische Vorüberlegungen zur Analyse universitärer Sozialisationsprozesse. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (1982), H.3, 435-443
- CERYCH, L.: International Comparisons. Appendix to WILLIAMS, G./ BLACKSTONE, T.: Response to Adversity. Guilford: Society for Research into Higher Education 1983, S. 133-146
- CIUCCI, R.: Studying in 1984: A Part-Time Activity along with other jobs? Illustrations from Italy. In: European Journal of Education 19 (1984), No. 3, 229-308
- CROSS, K.P.: Beyond the open door San Francisco: Jossey Bass 1971
- DIPPELHOFER-STIEM, B.: Entfernung oder Integration? Universität und Studium in der Sicht von Studierenden aus Arbeiterfamilien. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 5 (1985), H.1, 129-143
- EDDING, F. u.a.: Studium neben dem Beruf. Eine Projektskizze. Bonn 1977 (Schriftenreihe Hochschule hg. vom BMBW, H.26)
- FISCHER-BLUHM, K./ HUBER, L.: Erfahrungen von Hochschullehrern in der Weiterbildung. In: Hochschulausbildung (4 (1986) H.1, 1-16
- FRAMHEIN, G.: Alte und neue Universitäten. Einzugsbereich und Ortswahl der Studenten, Motive und Verhalten. Bad Honnef: Bock 1983 (Schriftenreihe Hochschule, hg. vom BMBW, H.44)

- GUTWENIGER, H. u.a.: Wege und Umwege. Studienbiografien aus Österreich. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 1982
- HABERMAS, J.: Das chronische Leiden der Hochschulreform. In: Merkur, Heft 109, März 1957
- HEINZEN, G./ KOCH, U.: Von der Nutzlosigkeit, erwachsen zu werden. Reinbek: Rowohlt 1985
- INFRATEST SOZIALFORSCHUNG: Student und Gesellschaft angesichts veränderter Rahmenbedingungen des Studiums. Kurzfassung in: BMBW (Hg.): Thema: Student und Gesellschaft. Bonn: Sept. 1982
- IRLE, M.: Die soziale Lage der Studenten und ihre Auswirkungen auf die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden. In: Die Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden. 34. Hochschulverbandstag. Bonn-Bad Godesberg: Hochschulverband 1984 (Forum des HV, H. 34)
- JENS, W. (Hg.): Studentenalltag. München: Knaur 1985
- JOAS, H.: Universität und Rationalität. Über Talcott Parsons' Beitrag zur Soziologie der Universität. In: G. Grohs u.a. (Hg.): Kulturelle Identität im Wandel. Stuttgart: Klett-Cotta 1980, S. 236-250
- KATH, G. u.a.: Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der 9. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes im Sommersemester 1979. Bonn: Bundesminister für Bildung und Wissenschaft 1980 (Schriftenreihe Hochschule 34)
- KLÜVER, J.: Universität und Wissenschaftssystem. Frankfurt: Campus 1983
- KREUTZ, H.: Die dreigeteilte Welt des Studenten. Teil I: Allgemeine Lebenssituation, außeruniversitäre Beziehungen und Zukunftsbezug. (Forschungsprojekt Sozioökonomische Lage von Studenten in Niedersachsen, Projektinformation Nr. 1.3) Hannover: Universität 1979
- LANGER, J.: Hochschulzugang unter rollen- und struktursoziologischer Perspektive. In: P. KELLERMANN (Hg.): Studienaufnahme und Studienzulassung. Klagenfurt: Kärntner Druck- und Verlagsgesellschaft 1984, S. 49-68
- LEVINE, A.: When Dreams and Heroes Died. A Portrait of Today's College Student. San Francisco: Jossey-Bass 1981
- LIEBAU, E.: Studentische Erfahrungen im Wandel - oder was es bedeuten kann, heutzutage ein "neuer" Student zu sein. In: Neue Sammlung 21 (1981), H.5, S. 405-431
- LIEBAU, E.: Expansion of higher education and crisis of employment: a chance for education? In: European Journal of Higher Education 19 (1984), No.3, 269-282
- LIEBAU, E./ HUBER, L.: Die Kulturen der Fächer. In: Neue Sammlung 25 (1985), H.3, S. 314-339
- NEIDHARDT, F.: Randgruppen der Universität. Zur Soziologie der Studenten. In: J. NEUMANN (Hg.): 500 Jahre Eberhard-Karls-Universität

- sität Tübingen. Wissenschaft an der Universität heute. Tübingen: Attempto-Verlag 1977, S. 335-364
- NEUBAUER, G.: Wohn- und Lebensformen von Studenten in Niedersachsen. (Forschungsprojekt Sozioökonomische Lage von Studenten in Niedersachsen. Projektinformation Nr. 1.2) Hannover: Universität 1978
- NITSCH, W.: Hochschule. Soziologische Materialien. Heidelberg: Quelle & Meyer 1967 (Gesellschaft und Erziehung, hg. von C.-L. FURCK u.a., Teil VIII)
- NITSCH, W.: Die soziale Dynamik akademischer Institutionen. Weinheim: Beltz 1973, bes. S. 375ff., 402ff., 408ff.
- PARSONS, T./ PLATT, G.M.: The American University. Cambridge (Mass.) 1973
- PARSONS, T./ PLATT, G.M.: Alter, Sozialstruktur und Sozialisation in der Studienphase. In: K. HURRELMANN (Hg.): Sozialisation und Lebenslauf. Reinbek: Rowohlt 1976, 186-202
- PAULSEN, F.: Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. 2 Bde., Leipzig 1919³ (unveränd. Nachdruck Berlin: de Gruyter 1965)
- PERCY, Keith: Adult Learners in Higher Education. In: C. Titmus (ed.): Widening the Field. Continuing Education in Higher Education. Guildford: SRHE & NFER-Nelson 1985, S. 30-50
- PRAHL, H.W.: Sozialgeschichte des Hochschulwesens. München: Kösel 1978
- PROJEKT STUDIUM NEBEN DEM BERUF. Schlußbericht. Hagen: Fernuniversität, Mai 1984 (Hektogr.Ms.)
- SCHESKY, H.: Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend. Düsseldorf 1957
- SCHNITZER, K. u.a.: Das soziale Bild der Studentenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. Ergebnisse der 10. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks im Sommersemester 1982. Bad Honnef: Bock 1983 (Schriftenreihe Hochschule, hg. vom BMBW, H.46)
- SCHOBER, Sieghild: Studienzeitverlängerung. Düsseldorf: Mannhold 1981 (Schriftenreihe PPP: Hochschulforschung)
- Wissenschaftsrat: Zur Lage der Hochschulen Anfang der 80er Jahre. Quantitative Entwicklung und Ausstattung. Statistischer Anhang. Köln: Wissenschaftsrat 1983
- WOLSCHNER, K. (Hg.): Studentenleben. Reinbek: Rowohlt, 1980
- WUGGENIG, U.: Berufseinmündung, Arbeitsmarktprobleme und beruflicher Zukunftsbezug.
Teil I: Beschreibung der Hauptergebnisse; Teil II: Tabellenband (Forschungsprojekt Sozioökonomische Lage von Studenten in Niedersachsen, Projekt-Deskription Nr.5.1 und 5.2). Hannover: Universität 1980
- ZIEHE, Thomas: Pubertät und Narzißmus. Stuttgart: eva, 1975

ZINNECKER, J.: Jugend 1981: Porträt einer Generation. In: JUGEND '81.
Hamburg: Jugendwerk der Deutschen Shell 1981, Bd. 1, S. 80-122